

----- Pre-Print-Version -----

Schreiben – Einsichten und Ratschläge eines Sozialwissenschaftlers nach über 80 Semestern

eingeleitet von Fabian Georgi

Lust an der Sprache und Pathos der Distanz

Wolf-Dieter Narr als wissenschaftlicher Lehrer

Wolf-Dieter Narr hinterlässt keinen „Narrismus“, keine Schule. Doch er hatte viele Schüler_innen – wobei er uns, seine Doktorand_innen, nie so angesprochen hätte. Egalitär adressierte er uns als „Kommiliton_innen“. In seinem Essay *Schreiben – Einsichten und Ratschläge eines Sozialwissenschaftlers nach über 80 Semestern* fasst er viele jener Motive zusammen, mit denen er uns immer wieder zu kritischer Wissenschaft zu inspirieren suchte.

Sprache, so hält er fest, ist dauernd politisch. Weil Sprache in Macht verstrickt ist, „muß das, was man und wie man etwas ausdrückt, in jeder Facette verantwortet werden.“ „Begriffsschludereien“ gelte es mit Falkenaugen zu erkennen. Sei die sprachliche Form objektivierend oder schwammig, verdecke sie kritische Erkenntnis und stehe so emanzipatorischen Inhalten entgegen. So „werden die bestgemeinten Absichten zu leeren Präntentionen.“ Illustrierend polemisiert er gegen das technokratische „Durchführen“ von Seminaren, Kinderfesten und gar „der Liebe“. Gewaltgetränkte, herrschaftbemäntelnde Wörter sind zu meiden. Narr nennt die „Selektion“ und den „Manpower-Approach“; nicht weit entfernt siedeln heute „Humankapital“ und „Migrationsmanagement“. Verantwortliche Sprache sei nicht nur präzise, sondern wortbuddelnd-kreativ und spielerisch. Sein „immergrünes Ungenügegefühl an allen Arten wissenschaftlicher Texte“ speiste einen „Pathos der Distanz“ (Nietzsche) gegenüber etablierter Wissenschaft. Nur wem es gelänge, aus den zugleich engen und ausgewaschenen Kanälen des Fachjargons herauszukletterten, dem öffne sich der „Weg ins Freie sprachlicher Lust“ und kritischen Denkens.

Wolf-Dieter Narrs eigene, „immer wieder mühsam und sisyphushaft erworbene Distanz“ materialisierte sich in den zwei Kilometern Fußweg, die sein Büro in Lichterfelde-West (das „Institutchen“) vom Otto-Suhr-Institut in Dahlem trennten.

Distanz zur Akademie bedeutete für ihn auch, sich gegen viele ihrer Konventionen zu stellen. Immer wieder empfahl er uns, unsere wissenschaftlichen Arbeiten induktiv anzulegen. Zuerst sollte „der besondere Gegenstand“, materialsatt und empiriefett, zum Sprechen gebracht werden. Erst danach gelte es theoretisch zu abstrahieren. Der „umgekehrten Verfahrensweise ist tunlichst zu widerstehen“. Er wandte sich gegen Einleitungen überladen mit „methodologischem Firlefanz“ und gegen den anschließen-

den „sogenannten Theorieteil ... in Fertigbauweise“ (Narr und Stary 1999: 12). Solch deduktives Vorgehen fördere die Dogmenbildung. Allzu oft ende verfrühte Turnerei am theoretischen Hockreck mit schwacharmigen Schlussbetrachtungen, die kaum neue Erkenntnisse böten. Stattdessen werde „ein abstraktes Hochhaus am Beginn aufgerichtet, das alles Weitere in den Schatten stellt“ (ebd.). Distanz hieß für ihn auch, die Objektivitätsbehauptung traditioneller Wissenschaft zurückzuweisen. Wissenschaftler_innen seien historisch und sozial vielfach bedingte Wesen, deren politische Subjektivität unter anderem ihre Themenwahl beeinflusse: „Zorn mag bei der Auswahl eines Themas helfen, Ärger, Leiden.“ Dies sei legitim, solange man es transparent mache. Wissenschaftlich schreiben „heißt dann nicht Wahrheit zu lügen, sondern mit gläsernen Taschen zu argumentieren.“ Wie solches Schreiben „am besten und am lustigsten vom Kopf zur Hand geht“, lasse sich nur durch Tun erlernen, durch ständige Übung: „Schreibspringen, Schreibgehen. Die Praxis und noch einmal die Praxis lehren am meisten.“

Literatur

Narr, Wolf-Dieter, und Joachim Stary (1999): Vorwort. In: Dies. (Hg.): *Lust und Last des wissenschaftlichen Schreibens. Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer geben Studierenden Tipps*. Frankfurt/M., 9-14.

A. Einstiege

Frühe Erfahrungen. Stille am Mittagstisch. Hitler-Rede (ahnungsloses Wundern des Kindes über die Bannkraft von Ansprachen. Sie hätten ans Wortgebrüll von Chaplins „Diktator“ erinnert, hätte sich der Knabe solches schon vorstellen können und hätte es den Film schon gegeben).

Stille am Mittagstisch. Mein Vater grübelt. Er sucht das treffende, das passende Wort. Das Manuskript eines Vortrags, an dem er wortmeißelt und wortfeilt, hält ihn und die Familie in Atem (eher vorbewußt verspricht sich der Knabe, nie so unterm Wort zu leiden).

Schüler im Gymnasium. Ich werde in der Obersekunda mit einem Schulaufsatz nicht fertig. Das Ende der Aufsatzzeit lähmt vorweg alle Gedanken und macht die Hand fahrig, die Schrift schier unlesbar. Auf die ferne Toilette konzentrieren sich alle Sinne. Die Bewertung des ungewöhnlichen Lehrers, Heinrich Müller, fällt duldsam, irritierend und anstachelnd aus. Es handele sich noch um „viel Most“; es werde jedoch schon „noch Wein“ werden. Konsequenz des Schülers: sich in keine selbstverschuldete Zeitbedrängnisse mehr zu bringen; rechtzeitig den Bahnhof der Manuskriptabgabe zu betreten; nur noch mit einem dispositionellen Fahrplan zu schreiben, der eigene Orientierung, der Überblick und der auch zeitliches Kalkül erlaubt.

Schreibende Entwicklung des Zöglings Narr. Die Probleme schürzen sich. Das sprachversessene Elternhaus lässt Worte und Formulierungen fast wie von selbst andrängen. Hinzu kommen früh ein immergrünes Ungenügeföhl an allen Arten wissenschaftlicher Texte, verbunden mit der selbstbewußten Horazschen Devise: *nil admirari*, nichts, als sei es außer jeder eigenen Reichweite zu bewundern. Die ersten Hausarbeiten, von Anfang an in kritischer Auseinandersetzung mit den referierten Autoren, fallen vergleichsweise leicht – das erste Referat galt der literarisch-künstlerischen Epocheneinteilung des „Biedermeier“. Ihr Erfolg bei den zensierenden Professoren oder, meist eher, ihren Assistenten fällt gemischt aus. Im Rahmen eines Hölderlin-Seminars des bekannten Tübinger Ordinarius Friedrich Beissner, Herausgeber der Großen Stuttgarter Ausgabe, rät mir der Oberassistent Dr. Malsch gar, ich solle mein Studium nicht aufgeben. Meine engzeilige, auf einer alten, gerade erworbenen Schreibmaschine erstmals von mir getippte, mit der Kommasetzung und Orthographie großzügig umgehende Seminararbeit war nämlich assistenten- und vielleicht auch Beissner-kundig ungenügend ausgefallen. Letzterer, der Ordinarius, war in Richtung Olymp viel zu ferne ver-rückt. Ansonsten entdeckte ich an mir später anlässlich meiner Staatsexamensarbeit und der Dissertation eine berserkerhafte Produktionsweise. Als müßte ich dem „Schwur“ des Knaben gerecht werden, unterm Schreiben nicht zu leiden. Ich buddelte Worte und warf die Sätze von Staatsexamensarbeit und Dissertation in wochenlanger Dauerformulierung in einem fort von Anfang bis Ende heraus, unterbrochen nur durch peinlich eingehaltene Schlafstunden und schreibhomöopathisch abgestimmte mönchische Mahlzeiten. Niemand durfte mich in Schreibtrance stören.

Aus einem Altphilologen und Religionswissenschaftler eher aus äußeren Gründen zunächst zum Historiker und dann, fast zufällig, zum Politikwissenschaftler geworden, machte ich allmählich eine dreifache Entdeckung:

- dass Sprache einen hoch peniblen und skrupulösen Umgang erfordert, so knetmasseartig ihre Worte und grammatikalisch mögliche Konstruktionsvariationen zur Verfügung stehen und geformt werden mögen. Mein Vater kehrte in mir zurück. Sprache ist dauernd politisch. Sie ist auf andere gerichtet; sie kommt von anderen her; sie steht in Traditionen. Also muß das, was man und wie man etwas ausdrückt, in jeder Facette verantwortet werden. Begriffsschludereien sind unverantwortlich;
- dass die Weitsicht, die wir in der Sprache lernend übernehmen, die wir weitergeben und vielleicht ein wenig zusätzlich in wissenschaftlichen Arbeiten erneuern und erfinden, vor allem im *Wie* des sprachlichen Ausdrucks und der Komposition desselben widergespiegelt werden. Auf dieses *Wie*, auf die Form der Sprache, der Worte und Begriffe, auf Satzbildung und Gedankenführung,

die in langen Absätzen im dialogisch angelegten Monolog erkenntlich sind, kommt es also entscheidend an. Die Ziele, die Schreibende (und auch Redende) verfolgen, die Inhalte, die sie vortragen, sind eines. Die sprachlichen Formen ein anderes. Besteht zwischen Absicht und Ausdruck, zwischen Erkenntnisinteresse und Wiedergabe der Erkenntnisse kein stimmiges Verhältnis, widerlegt die Sprache die geäußerten Absichten. Man kann viel von emanzipatorischer Wissenschaft diverser Couleur dröhnen. Äußert sich dieselbe in hochabstrakten Begriffsungetümen und schreitet sie im Gewand eines allemal hermetischen, in jedem Fall lernwidrigen Jargons daher, dann werden die bestgemeinten Absichten zu leeren Präntationen;

- dass sich Sprache und ihre jeweilige Komposition alles andere als von selbst verstehen. Es ist nicht nur schwer, eine eigene Sprache erwerbend zu besitzen. Hier spielen unterschiedliche Herkünfte und darin begründete Privilegien eine beträchtliche Rolle. Im Rahmen der Wissenschaften fällt es vielmehr besonders schwer, sich zuerst in den jeweiligen Fachjargon einzufinden, in ihm heimisch zu werden und sich danach möglichst rasch, und so weitgehend wie möglich, davon zu emanzipieren. Die meisten bleiben im Fachjargon stecken und übernehmen damit schon immer die aussortierte, verengte Wirklichkeitssicht der jeweiligen *normal science*. Sie übernehmen damit zugleich die Unfähigkeit der Wissenschaften und der meisten ihrer Vertreterinnen und Vertreter, den *cordon sanitaire* ihres Fachs zu anderen zu übersteigen. Sie versäumen, die fachlich erlaubten, wenn nicht nahegelegten Begriffsschludereien, in den Sozialwissenschaften besonders auffällig, fachkritisch, wortverantwortlich zu kritisieren und zu korrigieren. Mit anderen Worten: Sprache und ihre Kompositionen können und müssen ernstgenommen und gelernt werden, sollen die vielgeschwätzig behaupteten Fähigkeiten zur wissenschaftlichen Reflexion und Verantwortung wenigstens der Chance nach entwickelt werden.

B. Versuch, mir selbst und anderen Studierenden die schwierige Lust am Reden und Schreiben näherzubringen – Drei Schneisen ins Dickicht

I. Sprache als Politikum

„Politik ist die Verständigung über das Wirkliche“ Hugo von Hofmannsthal

Alle Spatzen schnirpsen es heute von den niedrigen Dächern. Sie wissen um die soziale Konstruktion der Wirklichkeit. Also um das Politikum, das zu behaupten,

was „wirklich“ ist. Dass es verschiedene Konstruktionen gibt. Dass wir über die unterschiedlichen Wahrnehmungen und Begriffe derselben streiten. Dass ein dauernder Kampf um die Verständigung wogt; darum wer die „hM“ bestimme, die herrschende Meinung, die es nicht nur bei den Juristen gibt. „Formeln der Macht“ tummeln sich nicht nur im engen Bezirk professioneller Politiker und ihres auf die Bevölkerung gerichteten „Akzeptanzmanagements“. Wenig versteht sich wirklichkeitskonstruktiv-sprachlich von selbst.

Und doch lauert überall die Gefahr der Unmittelbarkeit. Weil wir Sprache frühkindlich in uns aufgesogen und uns zu eigen gemacht haben; weil wir uns als Studierende an die Decke der fachüblichen Ausdrucksformen strecken, scheint uns die mit eigenen zeittypischen Fermenten gemischte Fachsprache geradezu natürlich. Fachnatürlich. Wir sind deshalb abstandslos, so fachmethodologisch „ausgebufft“ wir uns benehmen mögen, ja gerade weil wir im Fach so „sophisticated“ sind. Das heißt nämlich im Wellenschaum der reputierlichen, auf Konferenzen vorgeführten Moden zu sitzen, über deren Passform die Türhüter der Zeitschriften wachen („peer-review“). Das bedeutet: die gängigen *catch-words* und die *catch-methods* mühelos abzuspulen. Unbeschadet aller anderen Sensibilitäten, die zu besitzen wir uns einbilden, haben wir die Sensibilität für die sprachlich-fachsprachliche Wirklichkeitsschöpfung verloren. Genauer: Wir haben sie nie gewonnen. Distanzen sozialer, politischer, kognitiver und fachwissenschaftlicher Art verstehen sich in der Regel nicht von selbst. Sie müssen erlernt und täglich geübt werden. GleichermäÙ die darin auch beschlossene Fähigkeit zum Denken.

In den Sozialwissenschaften jedenfalls wird der „Kampf“ um das passende Wort, die geeignete Darstellungsform, den am meisten treffenden Begriff und seine angemessene Entwicklung nicht allzu ernst genommen. Obwohl Verlässlichkeit und Triftigkeit (Validität) des angeblich Erforschten auch und vor allem sprachlich darstellerisch gewonnen oder verfehlt werden. So ist es zu erklären, dass sich ein guter Teil sozialwissenschaftlicher Produktionen in der Form einer bürokratisch abstrakten, alle sozialen Sachverhalte entfremdend objektivierenden Sprache vorstellt. Sozialwissenschaftliche Theorien werden, obgleich sie zuallererst sprachliche Gebilde darstellen, nicht entwickelt, sondern etwa mit Hilfe von Luhmann- oder Habermas-Topoi gesetzt; will sagen: gestanzten Formeln und formelartigen Versatzstücken. Das macht offenkundig ihren „dogmatischen“ Reiz aus. Das hat indes zugleich die Wirkung dessen, was man in der Pädagogik das „verborgene Curriculum“ (*hidden curriculum*) zu nennen pflegt, einer Pädagogik nota bene, die weithin ebenso sprach- und darstellungsvergessen agiert wie die von ihr didaktisch beratenen sonstigen Wissenschaften.

Erst die immer wieder mühsam und sisyphushaft erworbene Distanz zur Alltags- und zur Wissenschaftssprache erlaubt ein Dreifaches.

Zum ersten: Sie macht es möglich, mit den Sprachkonventionen der Zeit aschenbrödlisch zu verfahren. Die „schlechten“ ins Kröpfchen zu stecken, sprich beiseite zu legen; die „guten“ ins Töpfchen zu legen und öffentlich zu gebrauchen. Sprache ist bekanntlich durch ihre emphatische, wenngleich diverse Öffentlichkeit ausgezeichnet. Dadurch macht man sich und denjenigen, zu denen man spricht, die man anschreibt, möglich, nur die sprachlich verkapselten Wirklichkeitsfacetten und Festlegungen zu übernehmen, die durchsichtig und erfahrungsoffen sind. Von der Langweile der unsäglichen Weitergabe schmutzlig abgegriffener Sprachmünzen gar nicht zu reden. „Ich gehe davon aus, dass die Probleme politischer Theorie heute...“ Erwartet nach diesem Anfang noch irgendjemand, dass etwas halbwegs Spannendes zu Problemen politischer Theorie gesagt werde? Und kann man von Seminaren (oder auch Kinderfesten), die immer und universitätsweg „durchgeführt“ werden, noch mehr erwarten, als dass sie zu Lernprozessen wenn nicht mit tödlichem, so doch höchst beschränktem Ausgang werden?

Zum zweiten: Am meisten bewegt mich und irritiert mich, das hebt mit all dem „Durchführen“, wahrscheinlich auch noch „der Liebe“ schon an, dass auch Mitglieder meiner in die Jahre gekommenen Generation, von den Jüngeren zu schweigen, denen wir es nicht besser vorgesprochen haben, meist fast kein „Spürgefühl“ für die „LTI“ haben. LTI, das heißt die *Lingua Tertii Imperii*, wie sie Victor Klemperer in argem Leiden über die unsäglich langen zwölf Jahre hinweg gesammelt hat. Zu viele Ausdrücke befinden sich im „Wörterbuch des Unmenschen“ (von Storz/Sternberger/Süsskind, 1946 zum ersten Mal herausgegeben), als dass wir auf sie alle verzichten könnten. Der Kampf um die Sprache als Kampf um die Wirklichkeit bedeutet bekanntlich immer auch, dass Wörter und Begriffe „gerettet“ werden, indem ihnen ihr originärer oder ihr bürgerlicher Sinn wieder beziehungsweise neugegeben wird. Sonst wären wir bald aller Sprache in der Folge der Herrschaftsvariationen und ihrem sprachmörderischen Missbrauch enteignet. Und doch gibt es Ausdrücke und Ausdrucksformen, die nicht mehr oder nur mit spitzen Fingern und zusätzlichen Erläuterungen gebraucht werden dürften. Es sei denn, man wolle sprachlich und politisch reaktionär handeln. Dazu gehören ein Sprachstil und ein Sprachgestus, der alles Persönliche abstrahiert und im „Menschenmaterial“ aufhebt. Dazu gehören Worte, deren Bedeutungshöfe schon vornationalsozialistisch schrecklich waren oder danach sind oder schreckliche Assoziationen erlauben: angefangen von der „Selektion“ bis zur „Ausmerze“; anhebend mit allem „Total“-Gerede bis hin zu den meist wie

ein Bürobau zusammengesetzten Begriffsungetümen, die alle andere Wirklichkeit zerschlagen. Dazu gehören auch Identifikationsformeln, die diejenigen, die sich damit projektiv identifizieren, ihres eigenen Kopfes berauben und auf die Gleitfläche zur „Banalität des Bösen“ setzen. Gewiss und erneut: Bei den meisten Ausdrücken und Formeln kommt es auf den Zusammenhang an, in dem sie gebraucht werden. Viele Sprachformeln sind von den Nazis nur aufgenommen und anverwandelt worden. Es gab sie schon früher. Oder sie wurden analog später weitergesponnen. Man erinnere sich an das gegenwärtig wieder flügge werdende Bildungsökonomie-„Deutsch“: vom *Manpower-Approach* bis zu den Bildungsreserven, die es zu mobilisieren gälte. In diesem Sinne gibt es immer nur eine Gratwanderung, kein festes Lexikon „verbotener“ Wörter und verbotenen Stils. Verbotsversuche stünden jeder freien Sprache und dem Lernen in ihr entgegen. Sie widersprechen dem menschenrechtswidrigen Schutz der Meinungsfreiheit, indem dieselbe eingeschränkt wird. Jedoch: das Wissen um die Bedeutungshöfe von Wörtern und die Wirklichkeitsvernichtung mancher Stilformen gehört nach Nationalsozialismus und Stalinismus, nach *goodspeak* und *badsspeak* mit dem Sprachmeister George Orwell gesprochen, zum Alpha und Omega jedenfalls aller sozialwissenschaftlich akzeptablen Sprache. Ausnahmsweise gilt apodiktisch: *tertium non datur*. Ein Drittes gibt es nicht.

Zum dritten: Nur das „Pathos der Distanz“ erlaubt weitertreibende wissenschaftliche Kritik. Es macht Wissenschaft in einem mehr als instrumentellen Sinne erst möglich. Nur das Pathos der Distanz öffnet den Weg ins Freie sprachlicher Lust, des Spiels mit der Sprache, der Nutzung der in ihr unendlich steckenden Vorstellungskraft und Kreativität.

Was wird von positionskräftigen Sozialwissenschaftlern (und manchen Sozialwissenschaftlerinnen) nicht alles an verblendenden Versatzstücken geliefert, die die uns drohend umstehenden Probleme übersichtlicher machen und zu unserer individuell und kollektiv notwendigen Orientierung beitragen sollen. Ein Blick auf all die Gesellschaftsbezeichnungen der letzten beiden Jahrzehnte genügt: von der *technotronic society* bis zur „Risiko- und/oder Erlebnisgesellschaft“ mit all den diversen Einschlüssen. Es reicht nicht aus, diese Formeln und Verfahren an sich selber, als Wort isoliert, zu kritisieren. Sprachliche Kritik muss kontextbewusst verfahren. Indes: tut sie dies, werden die geradezu weltweit aufgetischten Begriffs- und Methodentopoi genauer auf das, was sie versprechen, unter die Lupe genommen, wird einsichtig, wie viel eitel Dunst und Schein mit solchen Modelformeln verbreitet wird, wie dieselben bestenfalls einseitigen Interessen korrespondieren, uns ansonsten jedoch nur hilflos zurücklassen. Sie versehen uns allenfalls mit der Chuzpe von Pseudobegriffen inmitten neualter Unübersichtlichkeit. Der

Schaden ist ein dreifacher: diese Pseudo-Begriffe schaden sozialwissenschaftlicher Seriosität und Selbsterkenntnis; diese Pseudobegriffe verkleben die nüchterne Welt- und Wirklichkeitssicht, die uns und andere vielleicht freier und kompetenter machte, die turmhohen Probleme anzupacken; diese Pseudobegriffe, an sich selbst im Erkenntnismantel umhüllte Vorurteile, verstärken die Reduktion der Komplexitäten qua Vorurteilen und erhöhen auf diese Weise die handelnd nicht mehr zu meisternden Probleme und ihre Kosten. Sie stärken in diesem Sinne das schlecht utopische, nämlich dynamisch sich verändernde „System“ des Status quo (mitsamt seiner in ihm enthaltenen „Lebenswelt“).

„Und alle Lust will Ewigkeit.“ Kritik ist nur eine Voraussetzung und eine Folge. Das Pathos der Distanz soll und kann zur Lust an der Sprache, den in ihr steckenden Wirklichkeitskonstruktionen, den mit ihr möglichen Wirklichkeitsvorstellungen, sie kann und soll zum Spiel mit der Sprache als unserem „menschlichsten“ Spiel befreien und verleiten. Jetzt kann der *homo ludens* zu seinem Recht kommen. Wie könn(t)en wir hier von den am meisten plastischen und vorstellungskräftigen Wesen unter den Menschen, wie können wir von Kindern und Jugendlichen, von den Kindern in uns lernen. Walter Benjamin war deshalb von Kinderbüchern fasziniert. Bei Janosch und Franz Fühmann, bei Astrid Lindgren und fast allen guten Kinderbuchautoren können wir in die sprachliche Tanzschule gehen. Auf ganz „unkühneren Spuren“. Und wir, wir Älteren und Alten, sollten dies immer erneut tun. Damit wir neue Schritte, Schrittfolgen, Figuren und Gestalten lernen. Lirum Larum Löffelstil, die Enzensbergersche Sammlung „Allerleirauh“ darf nicht verstauben.

Diese Lust an der Sprache und ihren unendlichen Kombinationsvarianten, dieses Spiel in der Sprache und mit derselben, ist keine „kulturelle“ Übung außerhalb der Fachwissenschaften. Das auch. Sobald eine oder einer damit anfängt, wird er oder sie, werden wir alle erkennen, wie wir unsere Fachwissenschaften vorstellungskräftiger, munterer, gelenkiger, wirklichkeitsfülliger gestalten könnten. Und wie wir hierbei einen interdisziplinären Gewinn einheimsen. Weil die Fachsprachen nicht aufhören, aber ausfransiger werden, lesbarer, kommunikativer, übersetzbarer in andere Fachsprachen. Nur die engen, wirklichkeitsrepressiven Galoschen der Fachsprachen, die mit wissenschaftlichem „Fortschritt“ mitnichten verbunden sind, die vor allem alle *conscientia*, alle *syneidesis*, alles Ge-Wissen verhindern, nur diese Schnürstiefel sind es, die uns in den Sackgassen der „ausdifferenzierten“ Wissenschaften so verstockt und zugleich so ohnmächtig werden lassen.

II. Schreibkompetenzen am Exempel der Geistes- und Sozialwissenschaften – Ein nicht kanonischer Kanon, vorgetragen in „streitbarer Einfachheit“

„Poesie ist die Kunst der Zusammenstellungen“
Hugo von Hofmannsthal

a) *Ein Thema finden*, ach wie leicht. „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, wo ihr's anpackt, da ist's interessant.“ Goethe hat recht. Spannende Themen gibt es wie Sand am Meer. Man muss sich nur dazu entschließen können, eines auszuwählen und sich auf das erwählte zu konzentrieren. Kein Thema ist an sich selber langweilig. Wir können es allenfalls trübsinnig betrachten. Dann bleibt es kalt und schal, erscheint gar widerwärtig. Auch wenn ein Thema vorgegeben ist, können aus ihm Funken geschlagen werden, sobald derjenige oder diejenige, die es bearbeiten soll, das Thema als das ihre eigensinnig packen.

Ein Thema finden ist schwer. Gerade weil sich so unendlich viele aufdrängen. Gerade weil eine Entscheidung abverlangt wird. Auszuwählen. Sich zu beschränken. Da doch alles mit allem zusammenhängt. Hinzu kommt „die (unübersehbare) Literaturlage“, kommen die Fachmoden, die beschränken, indes auch verwirren und verleiden, verleiten sogar zugleich.

Am wichtigsten ist, sich zu interessieren. Also sich in irgendeine Sache, irgendein Thema einzumischen, daran Anteil zu nehmen. Dazu können Herumlesen, Herumschauen, können Gespräche nützlich sein. In jedem Fall muss man aus einer Art neutralem Zustand heraus. Zorn mag bei der Auswahl eines Themas helfen, Ärger, Leiden. Am schlimmsten ist die Haltung der Indolenz. Als verlöre man den Tastsinn. Wenn einer oder eine diese nicht überwinden können, dann sollten sie sich es und anderen nicht antun, sich an eine längere intellektuelle Arbeit zu machen. Ohne Leidenschaft zu einer Sache, die sich allmählich erst entwickeln mag, geht es nicht. Liebe auf den ersten Blick kann auch hier in die Irre führen. Ist das Interesse wenigstens fötal gebildet, ist ein vorläufiges Thema erwählt, dann muss man sich umschaun und kundig machen. Indes nie zu lange. Die Gefahr ist groß – und fehlleitende Vorgaben von Förderungsanträgen verführen in dieselbe –, sich im unendlichen Gelände der Literatur zu verlieren. Sich „zuschanden zu lesen“, worauf Friedrich Nietzsche als Gefahr erfahrenzornig aufmerksam gemacht hat.

b) *Wer wird schon an der Fragestellung scheitern?!* Wenn jemand nicht einmal weiß, was sie will, wie kann sie dann auch nur eine Seminararbeit verfassen wollen. Das ist ja doch wohl das mindeste, dass man fragen kann. Das kann doch jede(r).

Noch stärker als bei der Themenfindung gilt: das dem Anschein nach Leichteste ist das Schwerste. Das genau zu bestimmen, was man will, ist oft erst möglich, wenn man daran geht, die Arbeit zu schreiben, für die man monate- oder jahrelang recherchiert hat. Die Eule der Erkenntnis der eigenen Fragestellung hebt erst in der Abenddämmerung der thematischen Beschäftigung zum Flug an. In diesem Sinne darf sich niemand verrückt machen lassen, dass man vor allem anfänglich oft nur vage weiß, was man will. Dennoch muss der Stachel, die eigene Frage zuzuspitzen, dauernd im Gedankenfleisch rumoren. Auch schmerzlich. Solange die Fragestellung vage bleibt, ist auch das Thema vage. Ein Thema ist erst dann „fertig“, wenn die Perspektive klar ist, unter der man dasselbe zu behandeln ausgeht. Ein Thema ist erst mehr als ein roher, in seinen Ausmaßen schwer zu bestimmender Gegenstand, dessen Bearbeitung gleichfalls über die Maßen offenbleibt, wenn ziemlich deutlich ist, was herauskommen soll. Und das Ergebnis vermuten kann eine Autorin erst, die ihre eigene Perspektive kennt, unter der der Gegenstand beschrieben, analysiert und beurteilt werden soll. Insofern bedarf es nicht nur einer allgemeinen Erkenntnisrichtung und eines normativ qualifizierten Erkenntnisinteresses, es bedarf vor allem der auswählenden analytisch detektivischen Kraft einer thematisch relevanten spezifischen Frage.

Um schließlich die Fragerichtung zur analytisch spatenblanken Fragestellung zu verjüngen, gibt es mehrere allemal nötige Hilfen. Zu allererst sollten die Probleme, die Schwierigkeiten, die Faszinosas und die Bedeutsamkeiten, die in einem Thema stecken, die es umlagern, die ihm zugeordnet werden, so kräftig wie möglich ausgemalt und profiliert werden. Der Hintergrund himalayahohen Problemprofils verstärkt das Motiv, eine entsprechend relevante Frage zu stellen. Hierbei muss man sich eventuell ein wenig mit dem „Honig der Torheit“ helfen. Ihn hat der große Erasmus von Rotterdam menschenkennerisch im wunderhübschen, vom jüngeren Holbein illustrierten „Encomion Moriae“ (*Laus Stultitiae*, Lob der Torheit), bereitgestellt. Man muss sich, jedenfalls solange man an einer Sache arbeitet und indem man höchstpersönlich daran arbeitet, deren Relevanz und die Relevanz der eigenen Bearbeitung unablässig vorgaukeln.

Ein anderes probates Mittel, zur Fragestellung zu gelangen, besteht darin, dass man immer erneut darangeht, eine Einleitung zu schreiben und sich also nötigt, sich über das, worauf man ausgeht, klarer zu werden. Hinzu kommen selbstredend all die nötigen Zorn-, Ärger- und Leidenschaftsausbrüche, die oben schon angesichts der Themenwahl als dringend geboten genannt worden sind.

c) *Wider den „Objektivitätszwang“ und den „Subjektivitätsverzicht“. Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften* – so lautet der Titel eines von „Feldforschung“ erfahrungsgesättigten Buches des Ethnopschoanalytikers Georges

Devereux. Der englische Originaltitel ist noch aussagekräftiger: *From anxiety to method in the behavioral sciences*. Angst blockiert beim Recherchieren, beim Konzipieren und Schreiben. Eine doppelte Angst. Angst davor, das Postulat moderner Wissenschaft schlechthin, das der „Objektivität“, zu verletzen. Und Angst davor, die eigene Person zum Vorschein kommen zu lassen. Entsprechend wird diese unterdrückt und wird, im Sprachgestus durchgehend zu erkennen, alles, fast alles dem Fetisch der Objektivität geopfert. Einschließlich „der Wahrheit“. Menschlich betrachtet „wahr“ ist es nicht, wenn irgendjemand mit menschlichem Antlitz behauptet, irgendeine Sache an sich selber, so wie sie „ist“, wiedergeben zu können. Man nimmt nur teil an einem wissenschaftspolitisch hochinteressierten Verschleierungsspiel: dem Als-Ob der Interessenneutralität und der Rundumperspektive des Gottesersatzes Wissenschaft. Als könne man, was der Soziologe Niklas Luhmann von seiner Methode behauptete, in systemtheoretischer Fortsetzung von Descartes' frühmoderner wissenschaftlicher Präention, einen Beobachter der „dritten Ebene“ spielen, also interessenfrei Gott im wissenschaftlichen Panoptikum markieren. Diese göttliche Attitüde hatte Nietzsche im Visier, der Philosoph des unvermeidlichen Perspektivismus allen Erkennens, wenn er Descartes' berühmte Devise *cogito ergo sum* („ich erkenne, also bin ich“) mit ihrer Subjektvergessenheit und ihrer Methode, alles, was der Fall ist, zu objektivieren und restlos zu identifizieren, umkehrte: *sum ergo cogito*. Das heißt, ich bin zuerst als ein Wesen in einem gegebenen historisch sozialen Zusammenhang. Dieser Zusammenhang ist es, verbunden mit spezifischen persönlichen Kompetenzen und Interessen, der meine Erkenntnis bedingt.

Folgt man den triftigen Einsichten Nietzsches, Devereux' und anderer, schwinden nicht die Mühen, jedoch die Ängste vor „der“ Wissenschaft und ihren Anforderungen an die verbalen Sprachstelzen, die Begriffshülsen und den hölzernen erhabenen Stil des „Als-Ob“. Dann wird das eigene Subjekt frei. Dann werden seine Perspektive und Interessen offen geäußert. Wissenschaftlich schreiben heißt dann nicht Wahrheit zu lügen, sondern mit gläsernen Taschen zu argumentieren. Dann wird insbesondere im gesellschaftswissenschaftlichen Zusammenhang nicht alles andere versachlichend objektiviert. Dann wird vielmehr das subjektiv-personale Element in den untersuchten Institutionen und sozialen Beziehungen wahrgenommen. Das eigene erkennende Subjekt wird potentiell zum „Objekt“ des Interesses und der Reflexion, wie das zu erkennende „Objekt“ zum eigensinnigen Subjekt wird. Ein dauerndes Hin und Her beflügelt den Erkenntnisprozess, der in der Regel immer nur mit vorläufigen Resultaten endet. Erkennbar wird, dass die meisten „Sachen“ und erkannten Zusammenhänge höchst ambivalenten Charakter besitzen und deswegen sehr darauf zu achten ist, einen Erkenntniserfolg

nicht mit einem einseitigen Herrschafts- = Identifikationserfolg zu verwechseln. Kurzum: der Vorgang des Erkennens wird nicht leichter. Er wird jedoch davon befreit, alle möglichen subjektiv-objektiven Momente zu unterdrücken. Von dieser Emanzipation profitiert die Schreibe. Es ist nicht erforderlich, sich in objektivistischer Neutralität zu verrenken. Es ist gleichfalls nicht vonnöten, sich am jeweiligen Hochreck allgemeiner methodologischer „Theorien“ mühsam, wenigstens in Einleitung oder erstem Kapitel, klimmhochzuziehen. Unabdingbar geboten ist allein, das, was man wie und zu welchem Ende tut, so genau wie irgend möglich einsichtig zu machen.

d) Einige Minimalerfordernisse des Schreibens. Zuerst, entgegen den üblichen ängstlichen, einem cäsaristischen Wissenschafts- und Darstellungsbild entsprechenden Ratschlägen, immer und immer erneut mit der Einleitung anfangen. Dann weiß einer, wovon er ausgeht und wohin er strebt, der Gang der Arbeit und vor allem der Zusammenhang der Kapitel ergeben sich wie von selbst. Wenn sich herausstellen sollte, dass am Ende der Arbeit etwas teilweise anderes herauskommt als in der Einleitung angekündigt worden ist, dann kann der Dissertant im Schlussteil genau diese Differenz argumentativ ausbeuten. Die Arbeit wird lernintensiv als Forschungsexperiment angelegt und durchsichtig.

Erstens: Eine Einleitung sollte üblicherweise wenigstens fünf Elemente umfassen: die profilhohe und ausgreifende *Problemstellung*; vor ihrem Hintergrund die zugespitzte *Fragestellung*, eventuell verbunden mit Leithypothesen und Ähnlichem; Angaben zur „*Material*“- *Auswahl*. Bei denselben ist wie bei der Fragestellung sehr darauf zu achten, dass die Weite und Tiefe des ausgewählten Materials bearbeitbar sind; Hinweise auf die *Methode* des Materialgewinns und die angestrebte *Analyse*. Diese Hinweise sollten sich ihrerseits auf das konzentrieren, was der Autor selbst getan hat beziehungsweise zu tun vor hat. Wichtig ist, dass die jeweilige Methode im Zusammenhang von Fragestellung, Erkenntnis- und Ergebnisinteresse betrachtet und legitimiert wird. Schließlich empfiehlt es sich, den *Gesamtaufbau* der Arbeit und seine „Logik“ knapp vorzustellen. Auf diese Weise wissen die Leser, was sie erwartet.

Zweitens: In der Regel sollte eine Arbeit so angelegt werden, dass nach der Einleitung zuerst der besondere Gegenstand zu Wort kommt und erst im Schlussteil theoretisch verallgemeinert wird. Nur so ist entwickelndes Argumentieren möglich; nur so lässt sich der besondere „Fall“ stetig, vorsichtig und skrupulös verallgemeinern. Der im Objektivitätsgestus moderner Wissenschaft allgemein – und vieler Fachwissenschaften im Besonderen – steckenden umgekehrten Verfahrensweise ist tunlichst zu widerstehen. Vom Allgemeinen zum Besonderen „abzuleiten“ geschieht in der Regel aus dogmatischen Gründen und fördert die

Dogmenbildung. Beides ist, jedenfalls in einem aufklärerischen Sinne, unwissenschaftlich. Man muss freilich einräumen, dass nicht wenige Wissenschaften, beispielsweise die neoklassisch dominierte Ökonomie, die dogmatischen Rituale und ihre Gebetsmühlen geradezu erzwingen. Angefangen von entsprechend dogmenstromlinienförmig angelegten Curricula und Prüfungssanktionen.

Drittens: Häufig passiert es selbst in ansonsten guten Arbeiten, dass den Autor_innen am Ende Kraft, Lust und Geld ausgehen. So verständlich diese heterogen begründete Ungeduld ist, so schädlich ist sie (bis zu Benotungen). Der Schluss einer Arbeit sollte atemvoll geschrieben werden. Hier gilt es, die Quintessenz der Arbeit zu ziehen; zu überlegen, in welcher Art und inwieweit ihre Leitfrage beantwortet werden konnte; eventuell darüber zu rasonieren, warum dies nur in begrenztem Umfang der Fall ist. Zusätzlich sollten die gebrauchte Methode und das ausgewählte Material noch einmal bedacht werden. Vor allem kommt es darauf an, die Kunst der Verallgemeinerung entwickelnd zu üben. Während in der Einleitung von der allgemeineren Problemstellung zur möglichst spezifischen Fragestellung fortgeschritten wird, sollte nun der Weg in die umgekehrte Richtung gesucht werden: von den spezifischen Erträgen der Arbeit, die sich aus der zugespitzten Fragestellung ergeben, hin zu den darüber hinaus mit Hilfe von zusätzlichen Argumenten möglichen Verallgemeinerungen. Also zurück zu den weitergespannten Problemen. Der Anfangs- und der Schlussteil korrespondieren einander. Im mittleren Teil wird das einleitend angeschlagene Thema ausgeführt, dessen Ergebnisse am Ende verallgemeinernd summiert werden.

Erfahrungen über Erfahrungen, Ratschläge über Ratschläge. Am Ende gilt auch angesichts der zahlreichen Schwierigkeiten, die alles Schreiben aufbürmt, Erich Kästners „Es gibt nichts Gutes, es sei denn, man tut es“. Sprich: jeder und jede von uns muss immer erneut die Wasserscheu des Intellektuellen überwinden und springen beziehungsweise gehen. Schreibspringen, Schreibgehen. Die Praxis und noch einmal die Praxis lehren am meisten. So jede und jeder die eigenen Schreiberlebnisse bedenken, also Schreiberfahrungen machen und sich deshalb bewusst werden, unter welchen Bedingungen und mit welchen Hilfen das eigene Schreiben am ehesten, am besten und am lustigsten vom Kopf zur Hand geht.